

# Solothurn, die Märchenstadt

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **7 (1945)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860723>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# FÜR DIE HEIMAT

JURABLÄTTER VON DER AARE ZUM RHEIN

7. Jahrgang

1945

11. Heft

## Solothurn, die Märchenstadt.

Von Josef Reinhart.

Vor bald hundert Jahren ist ein Bublein, aus dem später ein grosser Dichter geworden, mit seiner Mutter nach Solothurn gekommen, und seltsam, was er da erlebte, ist ihm noch im Alter so deutlich vor der Seele gestanden, dass er in einem Buche diese Stadt: die goldene, die Märchenstadt benennen musste. Wenn man das heute liest, so denkt man an stille, halb verlassene enge Gässlein, wo die Kinder in der Sonne vor der Türschwelle mit Marmelsteinen spielen, wo die blauen und weissen Tauben auf dem holprigen Pflaster die Brosamen aufpicken; man denkt an einen offenen Platz, wo die Frauen in grünen Krügen vom laufenden Brunnen das frische Wasser holen und einander die Neuigkeiten erzählen, wer heute nacht gestorben sei, wem diesen Morgen die Glocken zur Hochzeit läuten. Man denkt an einen lauschigen Erker, aus dem über die roten Geranien hinweg ein blondes Kind dem grünbemützten Studentlein winkt. Man denkt an die Gremplerinnen unter ihrem roten Schirm, wie sie einer Köchin in ihrer weissen Schürze die ersten grünen Bohnen aus der glänzenden Wagschale in das Körblein schütten. Man denkt an einen nächtlichen Spaziergänger, der vor dem mondscheinbeglänzten Wunder der grossen Kirche stehen bleibt und über dem Schauen und Staunen Zeit und Stunde vergisst. Das ist die alte Märchenstadt, von der der Dichter in seinem Buche geschrieben, dass die Dächer ihm des Nachts im Traume noch übergoldet erscheinen und dass ihm die Sprache der Solothurner wie Gesang in den Ohren klinge.

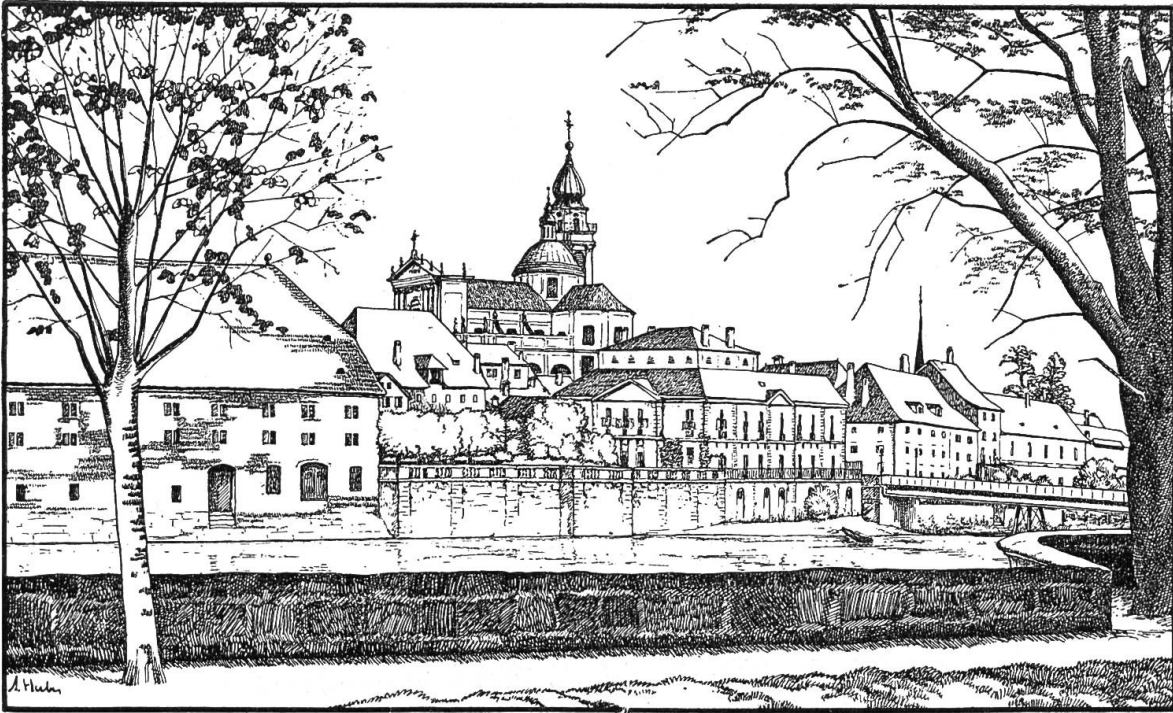
Wer aber vom Hauptbahnhof aus die alte Märchenstadt aufsuchen will, der wird zuerst an breiten Schaufenstern vorüber umsonst nach Märchenstimmung suchen. Gemach, ich will dich, bevor wir über die Brücke schreiten, an einen Ort hinführen, von wo du ein Bild vor Augen haben wirst, das jeden Maler reizen muss. Komm mit! Es soll dich nicht gereuen, die paar Schritte südwärts hügelan mit mir zu tun. Schon sind wir ja oben im Schöngrün, und da, vor dem Spital, hat's eine Ruhebank. Aber nein, du willst stehenbleiben; das was du siehst, lässt dich die Müdigkeit vergessen. Erst schauen wir schweigend hinab. Die Aare selbst in ihrem geruhsamen Laufe lässt sich Zeit, denn gar manchen alten Bekannten muss sie grüssen. Die Türmchen und Türme alle, die alten Häuser mit den braunen Dächern, es liegt vor unsern Augen, dass wir an ein Riesenspielzeug denken, das die grosse Märchenfrau mit den Brücken, mit den Gässlein und Gassen zur sonnigen Augenweide des lieben Herrgotts hingestellt: ein wundersam farbiges Bild, die blitzenden

Fenster aus den weissen Giebelmauern unter den tausend kuchenbraunen, breiten und spitzen Dächern. Der Blick schweift hin und her und sucht Gesetz und Ordnung; und über oasengrüne Höflein hinweg wird er immer wieder zu einem Bilde hingezogen: der grossen weissen Kirche mit den zwei Türmen, dem hohen und dem niedern, hoch über dem Alltag, schon halb im blauen Himmel ruhend.

Du schaust und schaust und siehst mich einmal an, zeigst auf die dicken Türme dort am Rand der alten Stadt, die Muttitürme. Das sind die Wächter mit den drohenden Augen, die einst die kleine Stadt zum Schutze hingestellt. Vom Schanzenwerk, das die Stadt umzog, sind noch zwei Zeugen übriggeblieben. Jetzt spielen die Kinder unter den alten Linden und singen die Schulklassen über die Mauern hinaus das Lied vom Städtchen am grünen Aarestrand. Du lächelst: «Wie wäre es wohl, wenn der graue Gürtel aus Jura-stein heute noch die Stadt umzöge?» Schade, sage ich, eine neue Zeit hat den Gürtel gesprengt, zerrissen! Die neue Zeit, sie verlangte Luft, Licht und Raum zur Ausweitung, und diese neue Zeit hat manches lauschige Fenster, manche freundliche Türe verdrängt mit protzigen Kaufläden. Aber was tut's? An die grossen schönen Kostbarkeiten hat sich der Unternehmegergeist des sogenannten Fortschritts nicht herangewagt. Dort an der Aare steht ja noch das alte Landhaus, wo einst die reichen Frachten auf den Schiffen an die Pforte stiessen. Dort weiter unten steht ja noch der Besenval-Palast, wo in den Spiegelsälen die vornehmen Gäste tafelten und vom Spinett die Gavotte zum Tanze lockte. Dort steht ja noch an der Hauptgasse die Jesuitenkirche mit dem alten Kollegium, wo die ehrwürdigen Väter mit den Lateinstudenten unter den pausbackigen Engeln die festlichen Messen feierten oder im Theater das Drama eines christlichen Dulders spielten. Und das Rathaus steht noch; herrisch und vornehm ragt der viereckige Turm auf dem Eingangstor über die Dächer der Bürgerhäuser hinauf: Habt Respekt! Und auch die beiden Nebentürme mit den dunkeln Zipfelkappen verlangen Ehrerbietung, einst Furcht, Furcht gar vor den gnädigen Herren, die hinter diesen schmalen Fenstern das Geschick des Landes leiteten.

Und noch steht das alte Zeughaus; breit steht es oben hinter seinem geräumigen Platze. Wenn wir dann hinabsteigen zur Stadt, dann musst du vor den Harnischen, den Kanonen, den bunten Fahnen eine Ahnung bekommen von der Wehrhaftigkeit des alten Solothurn. Und die alte Kantonschule, einst Kaserne, steht auch noch, fast vereinsamt, und nur der Hof mag heute noch daran erinnern, dass deine Urgrossväter im Soldatendienst hier den Taktschritt geübt; das Eingangstor zum Hofe mag noch ein letztes Zeichen bedeuten von der Ambassadors-Herrlichkeit, da vierspännige Kutschen die Gäste aus Paris zum Empfang fuhren. Noch steht die Franziskanerkirche vor dem alten Seminar. Und mancher zukünftige Magister, der heute hier im Garten den «Grünen Heinrich» liest, weiss kaum, dass auf dem schmalen Nelkenpfade einst die Barfüsser ihr Brevier gebetet. Noch halten, siehst du, über den alten Toren, dem Bieltor und dem Baseltor, die Türmchen getreulich Wache.

Aber was stehen wir da? Komm, setz dich hier auf die Bank. Wir wollen zusammen noch einmal das Gesamtbild ins Auge fassen, und ich will dir erzählen, wie die kundigen Forscher dem Städtchen ihre Etiketten angebracht. Der eine dieser Herren hat's herausgefunden: Solothurn, die Wasserstadt. Nicht



**Solothurn.** Blick auf Sankt Ursen.

deswegen hat er sie so benannt, weil einst die Mütter am Stadtbache ihre Wäsche halten konnten, oder weil der Brüggmoosbach das Mühlrad trieb, nicht deswegen, weil so viele Brunnen rauschen, nein! Diesen Ehrentitel verdankt die Stadt der Aare. Und mit Recht! Stell du dir vor, das farbige Bild, wenn die Frachtschiffe von westwärts an den grünen Ufern vorüber unter der alten Brücke hindurch zur Hafendelände fahren! Hörst du nicht die Fässer rollen, die Fässer nicht bloss mit welschem Wein! Auch das Salz kam aus dem Welschland. Solothurn, die Wasserstadt! Der Fischer draussen auf seinem Kahn hängt auf dem ruhigen Lauf der Aare seine Netze aus, und der Angler am grünen Bach zeigt, dass es noch eine Beschaulichkeit gibt. Und dann das Letzte über die Wasserstadt: ein Solothurner Bub, der nicht schwimmen kann, den lachen die Mädchen aus; sie können es ja ebenso gut.

Und Solothurn, die Brückenstadt! Vier Brücken, das sind die Bindestriche von einem Stadtteil zu dem andern, von Land zu Land; denn die Brücken bedeuten friedliche Nachbarschaft. Und nicht nur sparen sie den Umweg für Fussgänger, für Fuhrwerk und Eisenbahn, nein, sie sind Balkone, von denen aus der beschauliche Spaziergänger einmal und wieder einmal die Augen weidet, am Morgen, wenn die Stadt im silbernen, durchsichtigen Schleier ruht, am Mittag, wenn die weissen Schwäne die glitzernden Fluten teilen, am Abend, wenn die Sonne das Gold auf die Dächer legt, im Mondschein, wenn die hohe Kirche über den Dächern wacht.

Und Solothurn die Klosterstadt! Eine fromme Stadt, sagst du wohl. Die Glöcklein alle von den Klostertürmen, die so früh schon wach sind, sie verraten es, dass hinter jenen Mauern viel gebetet wird. Aber die Väter Kapuziner und die Klosterfrauen sind auch hilfreich und fleissig. Wer kann es sagen, was in diesen hundert Zellen aus gelehrten Büchern für edler Honig gesammelt wird! Wer zählt die Nachtwachen der Barmherzigen Schwestern?

Wer ermisst die Geduld der Nonnen, die mit der Nadel kunstreiche Gewänder sticken?

Noch anders könnten wir die Aarestadt benennen, wenn wir wollten: die Jurastadt. Nah an den blauen Berg lehnt sie sich an, fast wie um Schutz zu suchen vor drohendem Gewitter, vor kalten winterlichen Winden. Der Solothurner ohne seinen Berg? Es ist nicht zu denken! Nicht bloss, dass der Berg und die Wälder ihm zu Füssen seine grossen Kachelöfen heizen, einst Kohlen für das Schmiedefeuer und das Glätteisen bereiteten, nicht bloss, dass der weisse und gelbe, der taubengraue Jurastein die Quadern für die Kirchen, die Schanzen, die Bürgerhäuser lieferte. Nein, der Juraberg ist das Sonntagsziel von einst und jetzt. Und stolz stehen sie oben über den Flühen oder vor dem alten Kurhaus Weissenstein und schauen auf ihr liebliches Städtchen hinab, hinaus über die reichen Dörfer mit den Fabrikkaminen, hinaus über das reiche Bauernland, bis ihre Augen vom reinen Glanz der Schneeberge leuchten.

Und die grüne Gartenstadt! So könnten wir ja Solothurn auch nennen. Schau nur! Du kannst zur heissen Sommerzeit im Schatten um die ganze Stadt spazieren und unter hohen Linden ruhen oder das Auge auf grünbuschten Anlagen weiden. Ja diese grünen Plätze in den Klostergärten, um die alten Patrizierhöfe! «Sie sind die Lungen dieser Stadt», so hat ein Arzt gesagt. Sie wehren dem Unternehmer und winken ab: «Verschont uns mit euren Kasernen! Baut sie draussen, wo sie das freundliche Antlitz der Stadt nicht stören.»

Nun wirst du aber ungeduldig auf der Bank vor dem Spital, das die Stadt da oben auf die sonnenreiche Höhe hingestellt. Du wirst jetzt hinabsteigen mit mir und deinen Gang durch die Strassen und Gässlein machen wollen. So komm, wir gehen durch die Vorstadt über die älteste Brücke. Und schade, dass es heute nicht Vorstädter-Kilbi ist, so könntest du die Trachtenleute hier auf der Brücke hoch über der grünen Aare zur Klarinette und zum Brumbass tanzen sehen.

Aber wir wollen ja jetzt ein wenig kreuz und quer nach Seltsamkeiten dieser Stadt ausgehen. Und vielleicht gelingt es mir, dir zu zeigen, dass auch das alte Aarestädtchen seine Geschichte hat. Gut, das Leuengässchen suchen wir. Warum das Leuengässchen? Hier dieser Mauerrest mit ewig fest gekitteten Steinen, ein letzter Zeuge der alten Römerstadt, des Kastrums. Ja, hier herum, das war der Kern, und man hat ein altes Bildnis ausgegraben; nach der Schutzgöttin der Pferde ist es benannt. Es heisst, die Römer hätten hier einst auf der Durchfahrt ihre Pferde ausgewechselt. Aber wer weiss, das Kastrum ist wohl nicht die älteste Siedlung, denn der Name Salodurum wird so gedeutet: Die Kelten hätten diesen Durchpass nach einer Göttin Salos benannt, nach einem Ort, der zwischen den aufgeschütteten Hügeln des Rhonegletschers lag. Vielleicht!

Wir kommen auf den Friedhofplatz. Hier war die Pfalz, und hier stand die älteste Kirche, die Stephans-Kirche, die Stephans-Kapelle. Hier ritten die fränkischen Fürsten, Könige und Kaiser herein und hielten Gericht, in der Kirche ihre Andacht, und wie eine Sage tönt es, dass die Königin Bertha hier auf diesem Platze eine fleissige Spinnerin belohnt hat.

Gassein, gassaus geht's weiter, und vom Marktplatz aus lesen wir nun am hohen Marktturm die Inschrift, dass Solothurn neben Trier die älteste



**Solothurn.** Blick auf das Landhaus und Sankt Ursen.

Stadt sei diesseits des Rheins. Du willst das Totenmännchen sehen, das, wenn es elf Uhr schlägt, sein heiter-ernstes Spiel aufführt. Aber wir wollen ja noch ein wenig Geschichtsstunde halten. Dort steht sie nun, die grosse, die schöne Kirche. Ueber dem Grabe des heiligen Ursus, der für seinen christlichen Glauben gestorben, wurde sie einst erbaut. Nein, nicht sie, die jetzt so majestätisch über die Treppen in die Stadt leuchtet. Eine kleine Kirche nur war es. Ein Kloster entstand, ein Stift. Wallfahrer, Andächtige kamen aus den Dörfern, aus den Landen; Kaufhäuser wuchsen rings herum, Gaststätten. Aus diesem Kern ward mit der Zeit ein neuer Stadtteil, der mit dem alten des Schutzes von Ringmauern bedurfte. Das Leben erwachte. Der alte Durchgangsort, der Markt, die Kirche, das Stift mit seinen Schulen. Neue Häuser brauchten Handwerker, Schreiner, Zimmerleute, Maurer; das alles brauchte Unterhalt. Und Metzger, Bäcker, Wirte sahen zu, dass vom Lande her die Atzung mit Ross und Wagen durch die Tore in die Stadt einfuhr. Aber das Bauernland rings in der Weite war ja nicht frei. Es gehörte der Stadt, und du weisst, dass manche Stadt darauf begierig war, ihre Gebiete zu vergrössern. Die Bürger mussten etwa einmal den Handwerkschurz an den Nagel hängen, das Gewehr mit Pulver laden und unter Führung des Stadtvenners oder Stadthauptmanns ausziehen, um durch Eroberung die Macht und das Besitztum des Stadtstaates vergrössern zu helfen. Manchem Jüngling lag das Waffenhandwerk im Blute, und wie manchen trieb das heisse Abenteuererblut hinaus in fremde Länder, wo die Fürsten für den Kriegsdienst Gold und Ruhm verhiessen. Mancher verblutete draussen sein junges Leben, mancher kam als Offizier zurück in die Heimatstadt. Das Söldnerwesen blühte. Die Könige

bezahlten Jahrgelder dafür, dass immer neuer Nachwuchs unter die fremden Waffen zog. Reichtum kam in die Stadt; das siehst du an den Fassaden der Herrenhäuser, an der Pracht der grossen Kirche. Das Geschlecht der Vornehmen erhob sich über die Masse der kleinen Leute. Die Patrizier, die gnädigen Herren, führten das Regiment, ein mildes zwar; denn ihnen ging es gut. Die Bauern brachten willig süsse Butter, zarte Schinken, und wenn die Herrschaften mit ihren Kutschen oder hoch zu Pferde ihre Landgüter besuchten, drückten sie wohl auch manchem Untertanen für eine tiefe Reverenz einen halben Gulden in die Hand. Und wenn du hier hinter dem Baseltor die Quadermauern der alten Schanze siehst, dann sollst du wissen, dass manches Bäuerlein schwitzen musste beim Fronwerk für die Stadt, und Schanzensteuern, Abgaben, Zehnten gab es noch genug. Und doch haben die Solothurner Bauern gezögert, als die Berner zum Aufstand gegen die Herren riefen. Und als es nach der Niederlage der Bauern zum Blutgericht kam, waren es ja die Solothurner Herren, die Fürsprache einlegten und zur Milde rieten.

Doch halt, das Zeughaus hier erinnert uns daran, dass wir dem Schritt der Geschichte vorausgeeilt. Aus diesen Toren haben sie Anno 1533 die Kanonen herausgeholt, als es galt, zu zeigen, wer stärker sei, der alte oder der neue Glaube. Am Aare-Ufer drunten rauchten schon die Luntten der Kanonen, um die Neugläubigen drüben in der Vorstadt zu schrecken. Schultheiss Niklaus Wengi, so erzählt man, hat sich vor eine der Kanonen hingestellt und hat zum Frieden, zur Versöhnung aufgerufen: «Wenn Bürgerblut vergossen werden soll, dann fliesse das meinige zuerst!»

Doch weiter! Hier oben um das Rathaus herum vor dem Ambassadorshof ist Boden, der wohl nicht Blut, aber verschütteten roten Wein geschluckt hat. Du siehst mich fragend an. Ja, hier, vor dem Ambassadorshof ging es hoch her, einst, zu jenen Zeiten vor zweihundert Jahren, als der französische Gesandte in Solothurn seine Residenz aufgeschlagen, mit all dem Aufwand und Reichtum seines Gefolges und der Dienerschaft. Mehr als zwei Jahrhunderte lang hat diese Stadt die Ehre gehabt, den Ambassador, den Bassidor, wie er auch hiess, zu beherbergen, seines üppigen Reichtums, der Gaben, der spendenden und werbenden Hoheit theilhaftig zu werden. Verstehst du, hier am Hofe wurde geworben für fremde Kriegsdienste. Hier gab es Feste für das Volk, wenn der Geburtstag eines Kronpringen gefeiert wurde, wenn die Abgeordneten der eidgenössischen Orte sich im Rathause besammelten, um den Gruss des französischen Königs entgegenzunehmen. Hier auf dem Platze vor dem Hofe floss der rote Wein und jeder Bauer, der seinen Krug gefüllt, durfte noch einen Wecken unter dem Arm nach Hause tragen; und vielleicht war gar ein Goldstück eingebacken! So hat der französische Hof geworben um die Gunst der Schweizer, und die Werber hatten gute Zeit.

Aber eines Tages hatte auch diese Herrlichkeit ein Ende. Nach den Revolutionsstürmen in Paris wurde es stille in den Räumen des Ambassadorshofes. Der Bassidor war ausgezogen; und die Patrizier, die gnädigen Herren, mussten gewahren, dass der Goldschaum ihrer Regierungssessel abzubröckeln begann. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Der Ruf war auch in die Ambassadorsstadt gedrungen. Als der Eroberergeist Napoleons die Armeen über die Schweizergrenzen schickte, da musste auch die alte Patrizierstadt die Tore öffnen, und die gnädigen Herren mussten ihre alten Schränke aufschliessen und von ihren Fenstern herab zusehen, wie die Schätze in die Wagen ver-



**Solothurn.**  
Sankt Ursen.

staut wurden. Vorbei die alte Herrlichkeit! Napoleon schrieb der Schweiz die neue Verfassung vor. Unser Vaterland wurde sozusagen zu einem Protektorat. Aber als der Uebermut des Europasiegers sich rächte, als die letzte Völkerschlacht verloren, da schien auch unsern gnädigen Herren noch einmal die gute Zeit zu blühen; doch nicht für lange; sie brachte wenig Frucht, und der harsche Wind der dreissiger Jahre fegte die dünnen Aeste alter Herrlichkeit hinweg. Eine neue Zeit begann, die Zeit, da das Volk seine Stimme, sein Recht, seine Befreiung vom Drucke der alten Vorrechte empfing. Hier, beim Franziskanertor, hat der Volksfreund Josef Munzinger, der spätere Bundesrat, das sogenannte Oltnerloch in die Ringmauer geschlagen, das sollte heissen: Volk, ströme durch das Tor herein, dein Platz ist frei!



Und aus dem Rathaus dort ist seit jenen dreissiger Jahren manches Gesetz ins Land hinausgegangen, das dem Mann im Volk die Stimme stärkte und dem Leben seines Hauses bessere Wohlfahrt schenken wollte. Landammann Vigier hat unternehmungslustigen Männern im Kanton die Hand geboten; sie sollten der Stadt, den Dörfern Arbeit und Verdienst verschaffen. Freies Gewerbe, wagemutiger Unternehmungsggeist haben es zustand gebracht, dass aus dem einstigen Patrizier- und Bauernstaat ein Industriekanton geworden ist. — Alte und neue Zeit, altes und neues Solothurn!

Schau es dir an, das neue Solothurn! Vergiss auch das Museum nicht! Lass dir vor der Holbeinschen Madonna vom Hauswart erzählen, dass einst ein Amerikaner eine Million für dieses Bild geboten. Und lass dir sagen, dass vor Frank Buchsers Farbenspielen sogar die Engländer sich begeistern!

Spaziere an schönen Gärten und Landsitzen vorüber durch die Verena-schlucht hinan zum Weissenstein, und sieh es von dort oben noch einmal winken, das alte Städtchen. Vielleicht wirst du an einem Tische ein paar Solothurner treffen und aus ihren Gesprächen, ihrem heiteren Lachen vernehmen, dass auch in schlimmen Zeiten noch ein Abglanz der alten Solothurner Gemütlichkeit über der Stadt da unten liegt. Und wenn gar ein schöner Sommertag die Jugend in den Jura zog, so kannst du draussen auf der Weide das Lied vom alten Stedtli an der Aare singen hören.

## Lärche im Hochwald.

Von Bernhard Moser.

Ich liebte eine blonde Frau,  
Die stand so schlank und hoch im Blau,  
Wie wunderselten eine . . .  
Die Sehnsucht riss mich mit empor,  
Und alls war anders als zuvor,  
Im herbstversonnten Scheine.

Wir sassen oft am Nadelrain,  
Und schauten uns ins Herz hinein,  
In unerflehter Liebe;  
Die Tannen sangen wie das Meer,  
Und in die Buchen rauschte schwer  
Der Regen junger Triebe . . .

Die Buchen wechseln Laub um Laub,  
Und ragen aus dem Nebelstaub,  
Wie immer neu geboren;  
Die Liebste ging ins weite Land,  
Und an des Meeres flachem Strand  
Für ewig mir verloren!

Ich sinne oft so drüber her,  
Wie das nun alles anders wär . . .  
Die alten Eiben glühen.  
Dann fällt der Schnee, der erste Schnee,  
Und aus dem winterreinen Weh  
Will alles wieder blühen!